

= Kapitel 49 =

Der Pirat.

Am anderen Tage kurz vor Sonnenaufgang trafen wir wieder ein, bekamen wenigstens unser Schiff wieder in Sicht.

Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir da auch wieder den Torpedojäger an seiner alten Stelle liegen sahen, den SEETEUFEL!

Wir beschleunigten unsere Schritte, das war die Hauptsache, um schnellstens eine Erklärung zu bekommen.

„Heute früh in der neunten Stunde ist er in die Bucht eingelaufen!“ wurde uns natürlich gleich berichtet, noch ehe wir selbst von unserem negativen Erfolge erzählen.

„Was tun sie hier?“

„Gar nichts. Kaum daß einer einmal das Land betreten hat.“

„Hat der Kapitän nichts von sich hören lassen?“

„Nein.“

Wir berichteten dem Kapitän Martin.

Der zuckte die Schultern.

„Ja, das ist fatal, aber da ist nichts zu machen. Auch jener Kapitän Satin hat eben von den Schätzen der DESOLATION gewußt und ist mit dem Abholen schneller gewesen als Sie.“

„Und was halten Sie von diesen geographischen Ortsbestimmungen?“

So fragte die Patronin, ich hätte es gar nicht getan. Der Kapitän wußte doch genau so viel oder so wenig wie wir davon, hätte nur raten können, aber das tat dieser Mann gar nicht.

„Ich muß diesen Kapitän unbedingt sprechen!“ sagte dann die Patronin.

Nach einer kurzen Beratung hatten wir unseren Entschluß gefaßt.

Die Patronin schrieb eine höfliche Einladung, ein Matrose als Ordonnanz beförderte das Briefchen hinüber.

Schon nach wenigen Minuten brachte er die Antwort zurück.

„Herr Kapitän Satan läßt sagen, er würde sich erlauben, sofort zu kommen!“ meldete der gediente Marinematrose in strammer Haltung.

„Kapitän Satin, Satiin heißt der Herr!“ hatte ich zu verbessern.

„Nein,“ verteidigte sich der Matrose, „er selbst sagte: sagen Sie Ihrer Patronin, Kapitän Satan würde sich erlauben, sofort zu kommen. Kapitän Satan, nicht Satin. Er betonte es extra.“

Dann allerdings war der Mann in seinem Recht, meine Verbesserung war inkorrekt gewesen.

In der schon erleuchteten Kajüte war alles bereit zum Empfang, überhaupt alles an Bord. Dazu hatte vor allen Dingen gehört, daß die Tiere eingesperrt wurden. Trotzdem merkten die Hunde den fremden Schritt, schlugen wütend an—aber diesmal war es nicht wie sonst nur ein kurzes Bellen, um gleich wie-

der zu verstummen, was man ihnen doch auch nicht verbieten konnte, die treuen Tiere taten doch nur ihre Pflicht—sondern diesmal stimmten sie, von Harras dem alten Wolfshund erst dazu angeleitet, wieder in jenes schreckliche, schauerliche Geheul ein, das sie sonst nie, nie hören ließen. Eben nur damals, als Kapitän Satan zum ersten Male gekommen, hatten sie es angestimmt, und nun abermals...

Juba Riata sprang schnell noch einmal hinaus, in den nahe Raum, in den die Hunde gesperrt worden, und alsbald verstummte auch das schreckliche, durch Mark und Bein gehende Heulen, um nicht wieder zu ertönen.

Dabei hatte Juba die Tür weit offen gelassen, wir sahen den Kapitän schon durch den Korridor kommen, vom ersten Steuermann respektvoll geführt.

Da wollte es der Zufall, daß Mama Bombe gerade aus ihrer Kabine, deren Tür auf diesen Korridor ging, ihre vier Zentner herauswälzte.

Und da geschah etwas Besonderes.

Kapitän Satan war von dem sich ihm bietenden Anblick dieser Riesendame—wenn sie auch gar nicht so groß war—so überrascht, daß er wohl ganz vergaß, wie wir in der Kajüte Versammelten ihn sehen konnten. Also er sah nicht uns, sondern nur dieses ungeheure Weib, in einen Schlafrock gehüllt.

„Hei, wer ist denn das?!“ stieß er hervor, schon unverschämt genug, da er ja wohl schwerlich wissen konnte, was für eine Stellung diese Frau einnahm.

„Madame Pompadour,“ hielt sich der erste Steuermann wohl zu einer Vorstellung verpflichtet, „eine der Personen, die wir bei Vancouver gerettet haben, was dem Herrn Kapitän wohl bekannt ist!“

Die Augen des Kapitäns verschlangen die unförmliche Gestalt, die sich in dem engen Korridor nicht so leicht an ihm vorbeidrücken konnte, und jener machte auch keine Miene, ihr Platz zu geben.

„Und die ist bei Ihnen geblieben?!“

„Jawohl, für immer, sie zählt mit zu den Argonauten!“ lächelte der erste Steuermann.

„Nein, so ein holder Engel! Na, da geh nur vorbei, Du reizender Fleischkoloß.“

Und er trat gegen die Korridorwand. Mama Bombe schob sich vorbei, aber wir bemerkten ganz deutlich, wie der Kapitän gerade mit Absicht ihr möglichst wenig Raum gab, sich gegen sie preßte, auch mit den Händen untersuchte, ob wirklich diese kolossale Fleisch- und mehr noch Fettmasse an ihr echt sei.

Die Mama Bombe war ja ein viel zu gutmütiges, naives, beschränktes Geschöpf, als daß sie hierbei etwas gefunden hätte, von einem Beleidigtsein gar keine Spur—uns aber stieg vor Entrüstung das Blut in den Kopf!

Und dann bemerkte ich noch etwas, gerade ich, weil ich seitwärts von der Tür saß.

Endlich hatte sich Mama Bombe vorbeigeschoben, Kapitän Satan blickte ihr nach, aber doch nicht den Kopf ganz umwendend, nur so halb seitwärts, und ich saß eben gerade so, daß ich es noch sehen konnte—und da also sah ich, wie der Nachblickende seine große, rote, fleischige Zunge zum Vorschein brachte und sich über die Lippen leckte. Es sah aus, nicht als ob ein Raubtier sich das Maul leckt, sondern als ob ein Raubtier ein großes, rohes Stück Fleisch verschlingt—es sah einfach scheußlich aus, diese tierische Gier, die in dieser Bewegung lag! Von den Augen dabei gar nicht zu sprechen.

Er trat ein. Ich habe ihn ja auch schon damals ganz ausführlich beschrieben. Auch jetzt war er wieder so stutzerhaft gekleidet, mit einer Unmenge von Schmuck behangen, die plumpen Finger förmlich mit Diamanten gepanzert—außerdem aber war sein Gesichtsausdruck unterdessen noch impertinenter

geworden, und mir kam es vor, als ob seine fettige Fistelstimme sich noch höher geschraubt habe. Aus seinem früheren „hä hä“ war jetzt ein „hi hi“ geworden, bei jedem dritten Worte hervorgebracht.

„Habe die Ehre, meine Herren—hi hi—und habe vor allen Dingen die allerhöchste Ehre, die allergnädigste Freifrau von der See begrüßen zu dürfen—hi hi—die unvergleichliche Heldin von Vancouver—hi hi—deren Ruhm die ganze Welt erfüllt—hi hi...“

Er schwatzte und höhnte und kicherte noch mehr, ich will es nicht ausführen.

Endlich hatte er sich erschöpft und sich gesetzt, nippte mißtrauisch von dem Wein, als fürchte er Gift.

„Herr Kapitän,“ begann dann die Patronin schnellstens, „es ist nur eine Frage, weshalb ich Sie zu mir habe bitten lassen.“

„Bitte, bitte, allergnädigste Freifrau von der See—hi hi—ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung—hi hi—bin Ihr alleruntertänigster Diener, hi hi...“

„Wie haben Sie von den Schätzen der DESOLATION erfahren?“

Nur ein stutzendes Staunen in dem widerwärtigen Gesicht. Aber dieses Staunen war sichtlich erkünstelt, ich wenigstens erkannte es sofort.

„DESOLATION?!“ wiederholte er dann.

„So hieß doch das Schiff des Flibustierkapitäns van Horn.“

„Flibustierkapitäns van Horn?!“

„Sie kennen diesen Namen nicht?“

„O doch, aber... was wollen Sie denn mit dem hier?“

„Herr Kapitän, machen wir es einfach. Sie haben hier im Feuerlande doch einige Tonnen Gold und Schätze an Juwelen gefunden.“

Ein noch größeres Staunen wurde geheuchelt.

„Ja, Frau Patronin—Mylady, wollte ich sagen—woher ist Ihnen denn das bekannt?!“

„Sie oder einer Ihrer Leute haben an dem betreffenden Orte eine Visitenkarte hinterlassen.“

Jetzt mußte ich echtes Staunen konstatieren, das sich in dem niederträchtigen Spitzbubengesicht ausdrückte.

„Eine Visitenkarte? Wie meinen Sie das?“

„Auf dem Grunde des Wasserbeckens fanden wir hier diesen Revolver.“

Und die Patronin griff hinter sich und präsentierte den Revolver.

Und jetzt kam es darauf an.

Dieser Revolver, das war der Hauptgrund, weshalb wir den Teufelskapitän hierher zitiert hatten, um ihn bei der Überreichung zu beobachten. Wenigstens für mich war es der Hauptgrund gewesen.

Und da sah ich, wie der Mann ganz verstört wurde, als er nach dem Revolver griff, oder doch, wie er die eingeritzten Namen las, und dann bemächtigte sich seiner eine furchtbare Wut, die er gar nicht zu unterdrücken suchte, hier in Anwesenheit fremder, distinguirter Personen und einer Dame.

„So ein Hund infamer, wenn dieser vermaledeite Schuft nicht schon tot wäre...“

So ungefähr, aber doch noch ganz, ganz anders, mit fürchterlichen Flüchen vermengt—und dabei hatte er, seiner ersten Wut folgend, den Revolver durch das offene Bullauge geschleudert, das zum Wasser ging, was der natürlich sehr wohl wußte.

Nun aber war es auch erwiesen!

Nämlich daß der Kapitän gar nichts von dem Hohlraum des Vexierrevolvers wußte, und wie dieser Hohlraum ein Pergament mit solchen geographischen Ortsbestimmungen barg.

Er war wütend darüber, daß einer seiner Leute, der also unterdessen seinen Tod gefunden, in seiner Tollpatschigkeit dort einen Revolver verloren hatte, mit seinem eingravierten Namen und dem seines Schiffes—das war der einzige Grund, weshalb der jähzornige Mann plötzlich so wütend geworden war.

Schnell hatte er sich wieder beherrscht, nahm seine alte, hämische Maske wieder an.

„Verzeihen Sie, allergnädigste Mylady—hi hi—Sie werden sich wundern, daß ich plötzlich so erbost bin—hi hi—nämlich deshalb, daß ein gewöhnlicher Matrose es wagt, auf einen Gegenstand, der sein persönliches Eigentum ist, den Namen meines ehrlichen Schiffes zu kratzen—das dulde ich nämlich nicht—hi hi—ich bin nun einmal so—hi hi—was würden denn Sie sagen, wenn jeder Ihrer Leute auf seinen Pfeifenkopf...“

„Ich hoffe,“ unterbrach ich den Sprecher, „Sie werden dem Manne diese kleine Verletzung der Bordroutine doch nicht sehr streng entgelten lassen?“

„Ja, wenn ich nur könnte—hi hi—o, den wollte ich schon hochnehmen—hi hi—aber leider ist dieser Hallunke—John hieß er, jawohl, John Miller—schon vor ein paar Monaten von einer Spiere totgeschlagen worden—hi hi—sofort zu Brei zerquetscht—hi hi...“

So, das wollte ich mir nur noch einmal bestätigen lassen. Nun war es gut, nun konnte das Scheusal ruhig weiter kichern. Nun aber tat er es gerade nicht mehr, er wurde plötzlich ganz sachlich.

„Also auch Sie, gnädigste Mylady, wußten, daß hier in dieser Gegend in einem Wasserloche große Schätze liegen?“

„Ja.“

„Darf ich fragen, woher Ihnen das bekannt war? Es interessiert mich natürlich sehr.“

„Mir war ein alter Plan in die Hände gekommen!“ lautete die ausweichende und doch wahrheitsgetreue Antwort. „Genügt Ihnen diese Erklärung?“

„Sie muß mir wohl genügen, wenn Sie nichts weiter sagen wollen, hi hi!“ ging da das vermaledeite Kichern und Feixen schon wieder los.

„Und woher hatten Sie die Kenntnis von diesen Schätzen? darf ich das fragen?“

„Mir haben einfach Pescherähs davon erzählt.“

„Hiesige Eingeborene?“

„Ja, Feuerländer, wie man sie auch nennt.“

„Diese hatten die Schätze gesehen?“

„Natürlich, sonst hätten sie mir doch nicht davon erzählen können, hi hi.“

„Weshalb haben die Eingeborenen die Schätze nicht selbst an sich genommen?“

„Erstens, weil die ja gar keinen Wert für sie hatten, und selbst wenn... na, wie sollten die sie denn aus 25 Meter Wassertiefe heraufholen, hi hi?“

Das war allerdings ein ganz triftiger Grund. Höchstens etwas angeln hätten sie können, da vermochten sie aber doch keine großen Goldklumpen heraufzubefördern.

„Wann erfuhren Sie von den Schätzen?“ forschte die Patronin weiter.

„Voriges Jahr um dieselbe Zeit ungefähr.“

„Sie kamen wegen dieser Schätze schon hierher?“

„Nein, erst nur wegen der Hummern, mit denen ich ein Geschäft machen wollte, hi hi.“

„Und dann erst erfuhren Sie von den Schätzen?“

„Ahem—so ist es—wieder von anderen Pescherähs, die uns aufsuchten, um zu betteln, hauptsächlich Talglichter, hi hi.“

„Und dann haben Sie die Schätze gleich abgeholt?“

„Jawohl.“

„Also schon voriges Jahr um dieselbe Zeit.“

„So ist es. Sonst noch etwas gefällig, allergnädigste Mylady? Ich bin Ihr gehorsamster Diener, hi hi.“

„Nein, ich habe nichts mehr zu fragen.“

„Dann gestatten Sie mir wohl noch eine Frage, hi hi?“

„Fragen Sie. Soweit ich kann, werde ich antworten.“

„So weit es Ihnen beliebt, wollten Sie wohl sagen, hi hi.“

„Auch das.“

„Also Sie wissen genauer, woher diese Schätze ursprünglich stammen?“

„Jawohl.“

„Die hat der Flibustierkapitän van Horn im 17. Jahrhundert zusammenge-
raubt?“

„Ganz sicher.“

„Ja, ja, ich weiß, sein Schreckensschiff, die DESOLATION, soll hier geschei-
tert sein.“

„Das ist auch eine Tatsache.“

„Und von diesem Schiffe stammen tatsächlich alle die Goldbarren und
Schmucksachen und Edelsteine?“

„Ohne allen Zweifel.“

„Na, das ist nur gut, das ist nur gut, daß Sie mir so bestimmt, diese Versi-
cherung geben können, hi hi hi!“ feixte händereibend der Teufelskapitän.

„Weshalb ist es Ihnen denn so lieb, dies zu erfahren?“

„Na, weil ich dachte, die Schätze könnten jemandem gehören—und selbst,
wenn sie auf herrenlosem Wassergebiet liegen, mehr als zwei Faden unter Was-
ser, so daß sie dem Gesetze nach dem gehören, der sie findet—aber wenn sie
doch noch einen Besitzer gehabt hätten, dann hätte ich sie natürlich sofort zu-
rückgegeben—hi hi—da bin ich nicht so, da bin ich nicht so—hi hi—ich bin
doch ein Ehrenmann, ein Gentleman dazu, hi hi...“

So feixte und kicherte er weiter. O, dieser ironische Satan! Hätte ich ihn doch
gleich beim Kragen nehmen und hinauswerfen können!

„Aber wenn sie von dem Flibustierkapitän van Horn stammen, der schon seit
300 Jahren tot ist—na, dann natürlich gehören sie mir, dann brauche ich mir
keine Gewissensbisse zu machen, hi hi.“

„Wieviel Gold in Barren haben Sie denn gefunden?“ konnte sich die Patronin
doch nicht enthalten zu fragen.

„Wissen Sie’s, wieviel die DESOLATION an Bord gehabt haben soll?“

„Ich glaube es zu wissen.“

„Nun?“

„Zwanzig Tonnen Gold, die Tonne nach unserer jetzigen Berechnung zu 20
Zentner.“

„Stimmt, stimmt ganz genau, hi hi, und zwar das allerfeinste, gediegenderste
Gold, mindestens zehn Millionen Dollars wert. Wollen Sie sich die Goldbarren
einmal besehen, gnädigste Freifrau von der See, hi hi?“

„Nein, ich danke, es hat ja gar keinen Zweck.“

„Aber ein wunderbarer, wunderbarer Anblick, sage ich Ihnen, hi hi! Und noch dazu Geschmeide und Juwelen und lose Diamanten scheffelweise, hi hi. Wollen Sie den Schatz nicht einmal besichtigen, hi hi?“

„Nein.“

„Ich würde Ihnen gern die Hälfte abgeben, hi hi.“

„Was?! Wie kommen Sie denn dazu, mir solch ein Angebot zu machen?!“ sagte die Patronin mit höchst abweisender Miene.

„Nun, Sie haben doch gewissermaßen auch ein Anrecht auf diese Schätze.“

„Wieso denn ich?“

„Sie haben doch auch darum gewußt, sind nur beim Abholen ein bißchen zu spät gekommen, hi hi...“

Nun wurde es aber bald Zeit, daß der hinauskam, sonst griff ich doch noch zu!

Die Patronin aber behielt ihre Ruhe, was mich wieder sehr freute.

„Wer die herrenlosen Schätze abholte, dem gehören sie!“ entgegnete sie ganz sachgemäß.

„Das wohl—hi hi—und trotzdem hätte ich einen Grund, Ihnen die Hälfte davon abzutreten...“

„Was für einen Grund?“

„Sie würden sie doch gewiß zu wohltätigen Zwecken verwenden...“

„Wenn Sie das wollen, so können Sie das ja mit eigener Hand tun.“

„Oder Sie können sich die Hälfte ja auch redlich verdienen.“

„Wie das?“

„Geben Sie mir und meiner Mannschaft an Bord Ihres Schiffes eine Vorstellung.“

Lauernd wie die Augen einer Katze vor dem Mauselloch ruhten die seinen auf der Patronin.

„Nimmermehr!“

„Ja, warum denn nicht? Wenn Sie nun einmal nur für die Armen und Waisen...“

„Geben Sie sich keine Mühe weiter. Nein! Es ist dies mein letztes Wort.“

„Und doch hätte ich Ihnen noch einen Vorschlag zu machen.“

„In dieser Sache ist es ganz zwecklos.“

„Sie haben da doch eine gewisse Madame Pompadour an Bord.“

Die Patronin stutzte wie wir alle, jetzt ging sie doch noch einmal darauf ein, und es war ganz richtig so. Da mußte man das feixende Scheusal doch noch einmal aussprechen lassen.

„Was wollen Sie denn mit der?!“

„Ich... ahem—hi hi hi—ich... liebe solche Abnormitäten—ich... möchte diese Dame gern an Bord meines Schiffes haben...“

Es war eigentlich schade, daß die Patronin jetzt schon aufstand, welches Zeichen der Entlassung ja nicht mißzuverstehen war. Jetzt hätte sie diesen Mann nun auch weiter sprechen lassen können.

„Also nicht für die Hälfte der...“

„Nun aber kein Wort mehr!“ unterbrach ihn die Patronin drohend.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung—hi hi—wenn ich etwa Ihr Zartgefühl verletzt habe—hi hi.“

Der Kapitän hatte nach seiner Mütze gegriffen und wandte sich zum Gehen.

„Halt!“ erklang es da nochmals hinter ihm, aus dem Munde der Schiffsherrin.

„Sie wünschen noch, allergnädigste Freifrau von der See?“

„Auch dieses gehört Ihnen, was wir dann noch gefunden haben.“

Mit diesen Worten hatte sie ein flaches Körbchen auf den Tisch gesetzt, gefüllt mit jenen Pretiosen.

„Was soll das?“

„Nun, das fanden wir eben noch in dem Wasserloche. Nehmen Sie es nur mit.“

„Aaah, das Resultat der Nachlese, die Sie noch gehalten haben! Nein, das ist Ihnen. Wer herrenloses Gut findet, dem gehört es doch. Das gehört Ihnen, hi hi hi.“

Einen größeren Hohn hätte er nun nicht mehr in Worte und Ton legen können.

„Nehmen Sie es mit!“

„Dann schenke ich es Ihnen, hi hi.“

Da nahm die Patronin den Korb und schüttelte oder schleuderte seinen Inhalt durch das Schiffsfenster dem Revolver nach ins Wasser hinein.

„Na, das kann man ja durch Taucher wieder heraufholen lassen, hi hi hi.“

Da war es aber gut, daß er schon draußen war!

„So ein Lump!“ sagte Kapitän Martin, der sich immer im Hintergrund gehalten hatte. „Was wollte der denn nur mit der Mama...“

„Bitte, kein Wort weiter!“ wurde er von der Patronin unterbrochen, und es fiel auch wirklich kein einziges Wort mehr über diese Sache.

Nur über den Revolver und seinen Inhalt wurde noch einmal gesprochen.

Also der Teufelskapitän konnte wirklich nichts von den geographischen Ortsbestimmungen wissen, die einer seiner Leute in seiner Waffe verborgen hatte.

Was hatte es nun mit diesen Bestimmungen für eine Bewandnis?

Nun, wir wollten einmal nachforschen, es war doch interessant, und... wir hatten auch einen besonderen Grund dafür.

Eine Stunde später wurde uns eine große Überraschung zuteil.

Die Matrosen hatten schon vorher mit Schwabbern einige Aalfallen für die Nacht gestellt. Schwabber sind aufgefranzte Taue, oder viele dünne Seile, Kabelgarne, sie werden an einem Ende zusammengebunden. Mit dieser Vorrichtung wird allgemein an Bord das Deck aufgewischt, aufgeschwabbert. Hängt man nun solch einen Schwabber in einiger Tiefe dort, wo Aale sind, ins Wasser, so kann man sicher sein, daß immer Aale hineinkriechen, besonders kleinere, welche ja auch am besten schmecken. Dann bringt man vorsichtig einen Korb darunter, zieht so den Schwabber hoch und in dem Korbe haben sich die Aale gefangen.

Die Matrosen brachten in dem einen Korbe außer einigen Aalen auch den Revolver hoch! Er war bei dem Wurf durch das Bollauge gerade auf solch einen durch einen Stock weiter ausgesteckten Schwabber gefallen und hatte sich mit der Sicherung an einem Kabelgarn festgehakt.

Getaucht hätten wir nach diesem Revolver ja ebensowenig wie nach den geworfenen Schmucksachen, das wäre doch gegen unsere Ehre gegangen. Da wir den Revolver aber nun auf diese zufällige Weise wiederbekommen hatten—desto besser so!

Denn nun konnte ihn der Teufelskapitän nicht mehr bekommen, zufällig oder absichtlich, konnte nicht mehr erfahren, was sich in dem hohlen Kolben befand. Also auch nicht, daß wir um seine eventuellen Geheimnisse wußten.

Am anderen Morgen in aller Frühe wurde die ARGOS abgetaut; als sich die Sonne erhob, befanden wir uns schon draußen im freien Fahrwasser.

Es war ja eine bittere Erinnerung, die wir mitnahmen an unsere einst so geliebte Argonautenbucht, daß dieser hämische Halunke und zuvorgekommen war, aber... da war nun nichts dagegen zu machen.

Eine Stunde waren wir ostwärts gedampft.

„Der SEETEUFEL achter uns!“ erklang da der Ruf.

Ja, dort hinter uns war das kleine und doch so lang aussehende Ding, kaum über Wasser ragend, fast einer Zigarre gleichend, aufgetaucht, es dampfte in unserer Richtung.

Schon eine Viertelstunde später war es vollends dicht hinter uns und... folgte in unserem Kielwasser!

Es war eben gar kein Zweifel, daß der das mit Absicht tat!

Wir waren mit unseren 12 Knoten gedampft, der hatte uns mit seinen mehr als 30 Knoten in rasender Fahrt bald eingeholt—und jetzt plötzlich fuhr er genauso schnell oder langsam wie wir! Legte sich ganz einfach mit Absicht in unser Kielwasser!

„Bitte, stoppen Sie, Herr Kapitän, lassen wir ihn vorüber!“ sagte die Patronin mit finsterem Gesicht.

Ein Warnungssignal der Dampfpfeife und die ARGOS stoppte.

Der SEETEUFEL ging dicht an uns vorbei. Auf dem niedrigen Deck standen, immer halb unter Wasser, einige Männer, auf der sich nur wenig erhebenden Kommandobrücke auch der Kapitän Satan.

„Guten Morgen, meine Herren, hi hi,“ grinste er zu uns herauf, „guten Morgen, meine allergnädigste Freifrau von der See—hi hi. Schöner Morgen heute, wie?“

Die Patronin wandte ihm einfach den Rücken, verschmähte aber auch, deswegen unter Deck zu gehen, da sie nun einmal den herrlichen Morgen genießen wollte.

Der SEETEUFEL war vorübergefahren.

„Stopp!“ hörten wir aber da noch das Kommando, nicht gerufen, sondern geklingelt, und der Torpedojäger hielt in seiner Fahrt inne.

Was sollte das? Die Patronin bekam denn auch schon ganz große Augen.

„Volle Fahrt, Herr Kapitän!“

Wir fuhren also wieder los, und ganz von selbst änderte Kapitän Martin den Kurs, ging in fast rechtem Winkel nach backbord hinüber.

Da aber beschrieb auch der SEETEUFEL einen Bogen, war gleich wieder hinter uns, dann wieder neben uns, behielt mit uns die gleiche Geschwindigkeit.

Mit blitzenden Augen trat die Patronin an die Bordwand. Die beiden Schiffe waren so nahe zusammen, daß man sich bequem unterhalten konnte, man brauchte gar nicht die Stimme besonders zu erheben.

„Herr Kapitän Satan!“

„Ay, ay, gnädigste Freifrau von der See, Sie wünschen, hi hi? Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, hi hi.“

„Sie wollen sich uns wohl anschließen?“

„Erraten, gnädigste Mylady, hi hi.“

„Uns begleiten?“

„Ganz sicher—immer als Ihr gehorsamer Sklave zu Ihrer Verfügung stehend—hi hi.“

„Und auf wie lange das?“

„Für immer, hi hi. Bis an mein Lebensende, hi hi. Ich darf Ihnen aber verraten, daß mir einst eine alte Zigeunerin prophezeit hat, daß ich auch noch nach meinem Tode als ganz moderner fliegender Holländer auf der Erde odervielmehr

auf dem Meere spuken werde. Weil ich nämlich nicht einmal in der Hölle Aufnahme finde, ein so verworfener Teufel bin ich, hi hi hi hi.“

Und als ob er einen ausgezeichneten Witz gemacht hätte, so brüllte die ganze Mannschaft des Teufelsschiffes mit.

Aber wehe, was unsere Patronin jetzt für einen Kopf bekam!

„Was, Sie wollen mich für immer begleiten?!“

„Wie ich sage. Ich habe es bei meiner Großmutter in der Hölle geschworen, Sie immer zu begleiten, hi hi hi. Erstens, weil ich eben Ihr gehorsamer Diener sein will, immer zu Ihren Diensten stehen will, und zweitens, weil ich hoffe, bei dieser Gelegenheit, wenn ich immer in Ihrer dichtesten Nähe bin, doch ab und zu etwas von den wunderbaren Gauklerkünsten der Argonauten zu sehen zu bekommen, hi hi hi.“

So grinste der Kerl.

Na, nun wars ja gut.

Was wollten wir denn dagegen tun, wenn der Ernst machte?

Und der führte sein Vorhaben aus, daran war doch gar kein Zweifel. Nur um uns zu kujonieren. Nur aus teuflischer Schadenfreude, um uns das Leben zu verbittern. Und wir konnten es ihm nicht verbieten.

Illustration

Die See ist frei. Wir konnten uns seiner auch nicht so leicht entledigen, da gehörte eine ganz besondere List dazu, die aber erst ausgeheckt werden mußte.

Mit einem Male rannte die Patronin zur Treppe der Kommandobrücke, sprang hinauf.

Sofort trat ihr Kapitän Martin entgegen, mit ausgestreckten Arm, als wisse er schon, was sie beabsichtige, und so war es ja auch in der Tat.

„An den Signalapparat und das Steuerrad kommen Sie nicht, in dieser Verfassung nicht auf meine Brücke! Nehmen Sie doch Vernunft an, Frau Patronin!“ setzte er bittend leise hinzu.

Und zum Glück tat es auch Helene, hatte sich gleich wieder in der Gewalt, sah ein, was sie da für eine Torheit begehen wollte.

Ziemlich ruhig, freilich mit einem ihrer Gemütsverfassungen entsprechendem Gesicht, kehrte sie an die Bordwand zurück.

„Ach, Sie wollen mich wohl in den Grund rammen?“ erklang es drüben denn auch gleich mit genügendem Hohn. „Bitte, gnädigste Freifrau von der See, genießen Sie sich nicht, hi hi hi. Nur erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mein ursprüngliches Kriegsschiff wirklich gepanzert ist, Ihres aber nicht.“

„Herr Kapitän, was habe ich Ihnen getan, daß Sie mir das Leben so verbittern wollen?“ fragte die Patronin ruhig.

„Sie haben mir gar nichts getan—im Gegenteil, ich begleite Sie ja nur, um Sie in Ihrer Freiherrlichkeit zu bewundern, allergnädigste Freifrau von der See, hi hi.“

Es war ja einfach genug. Dieser Kerl revanchierte sich eben für das Briefchen, das damals der Kapitän Martin an die Patronin geschrieben, was unglücklicherweise der Wind auch jenem in die Hände geweht hatte.

Die Patronin hätte gleich gehen sollen, wir konnten doch beraten, wie wir den los wurden, aber sie blieb, kreuzte die Arme über der Brust und nagte an der Unterlippe.

„Aber wenn Ihnen mein ständiger Anblick doch vielleicht nicht lieb ist, hi hi,“ fuhr es unten fort, „so will ich Ihnen die Bedingungen nennen, zu welchen ich Sie sofort wieder verlassen werden.“

„Was für Bedingungen?“

„Lassen Sie Ihre Argonauten mir und meinen Leuten an Bord Ihres Schiffes eine zweistündige Vorstellung geben.“

Jetzt wenigstens wandte ihm die Patronin ohne weiteres den Rücken und verschwand in der Kajüte.

„Und dann bitte ich um Gelegenheit, daß ich der liebreizenden Madama Pompadour, die ich nun einmal in mein Herz geschlossen habe, einen Heiratsantrag machen kann, hi hi hi!“ klang es ihr kichernd nach.

Ich will das Weitere kurz machen.

Den ganzen Tag begleitete uns der SEETEUFEL nicht nur immer dicht neben uns, sondern er fuhr immer spielend um uns herum, wie ein Haifisch um das Schiff, dem er nun einmal seine Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Was sollten wir denn dagegen tun?

Da war absolut nichts dagegen zu machen.

Der begleitete uns auch in jeden Hafen, fuhr mit uns wieder heraus.

In der Nacht die Lichter löschen und im Dunkeln davon fahren?

Jawohl, hat sich was! Nicht ein einziger an Bord dachte an so etwas. Auch die Nichtseeleute waren schon zu lange an Bord, um an so etwas zu denken.

Wohl war es auf diese Weise möglich, diesem Seestrolch so zu entkommen, und dann sollte er sich uns ja nicht so bald wieder anschließen können.

Aber das merkte der doch, wenn wir die Lichter löschten, dann zeigte er uns an, und Kapitän Martin verlor sein Patent, auch alle Offiziere, die sich durch Eid nicht von dem Verdachte reinigen konnten, daß sie nichts von diesem Vorhaben des Kapitäns oder sonst eines Menschen gewußt hatten.

Die Lichter löschen, des Nachts ohne die vorschriftsmäßigen Lichter fahren—ei, da lassen die internationalen Seegesetze nicht mit sich spaßen!

Nur ein Krieg hebt alle solchen Vorschriften auf. Die kriegführenden Nationen müssen aber erst die betreffende Note, daß sie gegenseitig Krieg führen wollen, den übrigen Mächten durch ihre Gesandten überreicht haben, dann wird der Ausnahmefall anerkannt. Das ist alles bis ins kleinste geregelt!

So etwas galt doch nicht etwa für uns hier.

Ein Zufall sollte die Lichter auslöschen?

Das müssen Kapitän und Offiziere doch alles unter Eid aussagen. Und dann etwa des Meineids überführt werden und ins Zuchthaus kommen?

Die Freifrau von der See saß in der Kajüte. Ihre Gemütsstimmung läßt sich denken. Das nennt man nun eine Freiheit zur See. Von solch einem Schufte ständig umlauert zu werden.

„Georg, einen Rat, einen Rat, wie wir den los werden!“

Ich konnte ihr nicht helfen. Vielleicht fand ich noch einen Rat, eine List, aber jetzt wußte ich nichts.

Vogel ließ sich melden, Schiffsjunge, ehemals Handlungsbeflissener in einem Kolonialwarengeschäft, einfach Häringsbändiger.

„Herr Waffenmeister, ich weiß einen Rat, wie wir den weglocken können.“

„Sprechen Sie, Vogel.“

So unter vier Augen behandelte ich die acht Turner doch nicht als gewöhnliche Schiffsjungen, duzte sie auch nicht. An Deck und überhaupt bei der Arbeit allerdings war das etwas anderes.

„Wir machen eine Seepost.“

„Seepost? Was verstehen Sie hierunter?“

Der schien sich zu wundern, daß ich das nicht wußte.

„Wir schreiben einen Zettel, mit einer geographischen Ortsbestimmung, da und dort an der Küste ist ein Schiff gescheitert, mit einer wertvollen Ladung—es wird so gemacht, als hätte es der Kapitän selbst geschrieben—der Zettel wird dann in eine recht auffallende Flasche gesteckt, gut verkorkt und versiegelt, heimlich über Bord geworfen, daß es die drüben auf dem SEETEUFEL nicht merken—aber die Flasche werden sie dann schon treiben sehen, sie fischen sie auf, und so ein Wrack mit kostbarer Ladung wird sie schon weglocken...“

Er berichtete noch ausführlicher, und ich ließ ihn ruhig aussprechen, sah ihn dabei immer nur fest an.

„So!“ sagte ich dann, als er fertig war. „Mensch, haben Sie sich denn auch schon überlegt, was Sie da tun wollen?! Wenn diese gefälschte Flaschenpost, von höchster Seenot erzählend, nun von einem anderen Schiffe aufgefischt wird? Und wenn dieses nun zwischen die Klippen fährt? Haben Sie sich überlegt, was Sie da für Menschenleben auf Ihr Gewissen bekommen können? Was Sie da für Strafe erhalten können? Vieljähriges Zuchthaus?“

Ich will es hier in etwas anderer Weise erledigen, als wie ich es diesem Turner auseinandersetze.

Solche Bubenstreiche mit gefälschten Flaschenposten sind schon wiederholt ausgeübt worden, von Passagieren, von Badegästen und so weiter. Das ist der nichtswürdigste Bubenstreich, den man sich denken kann! Bestraft wird so etwas, wenn es herauskommt, unter allen Umständen, hart bestraft—und wenn es böse Folgen hat, dann kann es Zuchthaus dafür geben! Mag das genügen.

Ich muß diesem Turner die Ehre widerfahren lassen, daß er hieran gedacht, alles wirklich reiflich erwogen hatte.

„Wir passen gut auf, daß diese Flasche auch wirklich von dem SEETEUFEL aufgefischt wird, wenn sie ihm entgeht, so holen wir sie selbst wieder...“

Er sprach noch weiter. Aber es nützte ihm nichts.

„Und wenn jener Kapitän nun erkennt, daß es nur eine gefälschte Flaschenpost ist? Und schließlich muß er es doch erkennen! Wenn die Sache auch ohne jede Gefahr für ihn abgegangen ist. Dann zeigt er uns an, daß wir diese falsche Flaschenpost in die Welt gesetzt haben. Und wir können es doch nicht abschwören. Und was meinen Sie wohl, was der Kapitän und die Offiziere für solch einen Streich bekommen? Die können nicht mehr zur See fahren. Nein, lieber Freund, das war nichts.“

Ganz unwirsch schlich Vogel davon.

Ich erkannte recht wohl an, wie der intelligente junge Mensch für uns seinen Kopf angestrengt hatte, um uns aus dieser fatalen Situation zu befreien.

Es war unsere eigene Schuld, daß jemand noch auf solch einen verbrecherischen Anschlag kommen konnte, ihn ganz harmlos findend, wir hatten die neuen Schiffsjungen über so etwas noch nicht genügend instruiert.

Nun könnte, um nichts zu vergessen, ein Leser auf den Gedanken kommen: aber das mit der Flaschenpost, die den Teufelskapitän von uns weglockte, konnte ja ein anderer Mann machen, ohne daß Kapitän und Offiziere etwas davon wußten, dann waren die doch auch straflos, überhaupt wirklich ganz unschuldig.

Dem kann ich nur sagen, was Pompeius dem Menas erwidert, in Shakespeares *Antonius und Kleopatra*, 2. Aufzug, 7. Szene.

Menas macht seinem Freunde Pompeius den Vorschlag, die drei Triumviren, die sich auf seinem Schiffe befinden und gegen seine herrschsüchtigen Pläne sind, in seine Gewalt zu bringen.

„...ich kappe jetzt das Tau,
Wir stoßen ab, ich greif an ihre Kehle—
Und Dein ist alles!“

Worauf Pompeius erwidert:

„...Ah, Hätt'st Du getan,
Und nicht gesagt! Von mir ists Büberei,
Von Dir ists treuer Dienst! Vergiß es nie,
Mein Vorteil geht nicht meiner Ehre vor,
Die Ehre ihm! Bereu es, daß Dien Mund
So Deine Tat verriet. Tatst Du geheim,
Dann hätt ichs, wenns geschehen, als gut erkannt,
Doch nun muß ichs verdammen.“

Herrliche Worte! Wie sie eben nur ein Shakespeare fertig bringt.

Und ich mußte nun alle meine Leute vornehmen und sie eindringlich warnen, daß sie nicht etwa irgend solch einen Unfug unternahmen! Mußte sie auf die ganze Strenge des Gesetzes aufmerksam machen—und auf unsere Ehre!

Sonst hätten wir doch auch gleich diesen Kapitän wegschießen oder auf sein Teufelsschiff eine Dynamitbombe werfen können.

Im übrigen aber waren alle meine Jungen schon so charakterfest, daß sie ihrem Unmut in keinem einzigen Fluche Luft machten. Wenigstens durfte er dort drüben nicht gehört werden. Das ganze Schiff war für uns einfach Luft, mochte der Haifisch nur ruhig um uns herum spielen, wir sahen ihn nicht.

Aber freilich—sitzen tat der Stachel doch in unserem Fleische!

Ja, wie sollten wir ihn aber nun los werden, diesen Teufelskapitän?

Klothilde war diejenige, die den besten Rat wußte.

„Kinder,“ sagte sie, „gebt mir mal 'ne Reihe Zwiebeln her, ich will beten, daß ein tüchtiger Nebel kommt.“

Sie spielte auf den Zwiebelrosenkranz unseres Prospektadors an.

Zwar tat sie das nicht, so gotteslästerlich war unsere Klothilde gar nicht veranlagt, ich sah sie auch sonst nicht beten—aber in Erfüllung sollte ihr Wunsch dennoch gehen, der uns wirklich allein aus dieser vermaledeiten Patsche helfen konnte, daß wir mit Anstand dem aufdringlichen Begleiter entschwanden.

Da aber mußte erst noch eine ganze Nacht vergehen.

Also auch während dieser ganzen Nacht huschte der SEETEUFEL um uns herum. Wenn wir die Riesenzigarre selbst nicht mehr sahen, so doch immer seine farbigen Seitenlichter und die weiße Toplaterne. immer um uns herum kreisend, uns verhöhrend. Sogar auch mit Worten, die wie genug zu hören bekamen.

Aber die Nacht war so beschaffen, daß wir schon hoffen durften.

Mondlos, ganz windstill, der Himmel unbewölkt, eigentlich sehr finster und in anderer Hinsicht doch wieder ungemein hell. Die Sterne funkelten nämlich außerordentlich stark, ohne doch wirklich zu leuchten, ohne Helligkeit zu verbreiten, und sie schienen auch so nahe gerückt zu sein, viel näher als sonst, wie überhaupt alle Gegenstände.

Das ist immer ein sicheres Zeichen, daß man bald starken Nebel und wahrscheinlich auch Regen zu erwarten hat. Dann ist nämlich die Atmosphäre mit Feuchtigkeit gesättigt, jedes einzelne Wasserbläschen wirkt wie ein Vergrößerungsglas, alle zusammen scheinen die Gegenstände näher heranzurücken. Das wissen auch die Gebirgsbewohner ganz genau. Wenn des Abends bei schönem Sonnenuntergang die Berge so scharfe Umrisse haben und so nah erscheinen, dann kommt am anderen Tage ganz bestimmt Regen.

Und so war es auch bei uns. Statt daß nach der herrlichen Nacht ein schöner Sonnenaufgang folgte, stieg es plötzlich von unten auf und senkte es sich von oben herab, wie ein weißer Schleier, und da waren wir auch schon in eine Milchsuppe eingehüllt.

So, nun mal los!

Zuletzt hatten wir die schwachen Umrisse des SEETEUFEL auf Steuerbordseite gesehen, also nach Backbord davongefahren und dann noch einige Bogen und Zickzacklinien gemacht.

Nebelsignale zu geben, dazu waren wir auf freiem Meere durchaus nicht verpflichtet, und daß wir versehentlich zusammenrammten, das wäre ein außerordentlicher Zufall gewesen, mit dieser Gefahr mußte man eben rechnen.

Als nach einer Stunde im dichtesten Nebel noch kein Zusammenstoß passiert war, da durften wir bestimmt hoffen, den aufdringlichen Gesellschafter nun für immer los zu sein. Ach Gott, wo der jetzt sein mochte!

Und so bald kriegen sollte der uns ja nicht wieder! Die Welt ist groß, wir hatten die Auswahl unter den Häfen in allen Erdteilen, und wir brauchten doch auch niemals ein Ziel anzugeben.

Und eine zweite Stunde verging im dichtesten Nebel.

Dann fing es an zu regnen, erst zu rieseln, dann in Bindfaden und Stricken, und es war nicht anders, als wenn ein starker Regen oder Hagel strichweise oder auch lochweise ein Getreidefeld niederlegt. Denn in einem hochstehenden Getreidefeld sieht man doch manchmal weite Mulden, die Halme sind aus irgend einem Grunde—wahrscheinlich weil der schlechte Boden gerade hier nur eine schwache Entwicklung der Halme gestattete—gerade hier vom Regen niedergelegt oder gar umgeknickt worden.

So war es auch hier bei uns betreffes des Nebels. Plötzlich lagen wir wie in einem weiten, offenen Tale, ringsherum von einer undurchdringlichen Nebelwand eingeschlossen.

Und wer beschreibt nun unseren Schreck, wie da plötzlich ostwärts aus dieser nur für den Blick undurchdringlichen weißen Wand die lange Riesenzigarre herausschießt, der Torpedojäger, der SEETEUFEL!

War es ein Zufall, daß er uns wiedergefunden hatte? Oder hatte er wirklich ein Mittel gewußt, um uns auf den Hacken zu bleiben?

Wir wußten es nicht, und das war auch ganz gleichgültig.

Wir hatten seine Gesellschaft wieder, das war die Hauptsache!

Und nicht etwa, daß wir nun schleunigst selbst in die undurchdringliche Nebelwand kriechen konnten. Diese ganze Erscheinung war nämlich nur eine optische Täuschung, das freie Tal und die Nebelwand, das wußten wir von vornherein. Dieser scheinbar nebelfreie Kessel ging immer mit uns, wir konnten so schnell fahren wie wir wollten, also auch die Entfernung von der Nebelmauer blieb immer dieselbe. Die Sache war eben die, daß es eine besondere Nebelwand war—Glasnebel nennt ihn der Seemann—der nur von weitem ganz undurchsichtig erscheint, in ihm selbst merkt man auf einige Entfernung gar nichts davon.

Also wenn wir auch weiter fahren, um uns herum war es immer frei, und da natürlich holte uns der Torpedojäger gleich wieder ein.

Die Teufelsmannschaft machte gar kein Hehl aus ihrer Freude, uns wieder zu sehen, sie winkten und schrien uns einen Gutenmorgengruß zu, auch Kapitän Satan schwenkte die Hand und saltierte dann.

„Stopp!“ kommandierte da Kapitän Martin, die Maschine stand, und da lag auch der SEETEUFEL schon dicht neben uns.

Kapitän Martin trat an das Seitengeländer der Kommandobrücke. Zum ersten Male sprach er seinen englisch-amerikanischen Kollegen an.

„Herr Kapitän Satin!“

„Sie wünschen, Herr Kapitän Martin?“ erklang die fette Fistelstimme zurück.

„Weshalb verfolgen Sie uns?“

„Ich Sie verfolgen? Die See ist doch frei, ich kann doch hinfahren, wohin ich will, hi hi!“

„Sie haben doch selbst schon gesagt, daß Sie uns ständig begleiten wollen!“

„Nun ja, wenn mir das Spaß macht, wer will mir denn das verbieten, hi hi?“

Da richtete Kapitän Martin seine Reckengestalt noch höher auf, und wie dem seine grauen Augen blitzen konnten!

„Nein, verbieten kann ich Ihnen diese Begleitung nicht. Aber meine Meinung über Sie kann ich Ihnen sagen. In meinen Augen ist solch eine unerwünschte Begleitung zu Lande wie zu Wasser eine unfaire Handlung, ist in diesem Falle, wie Sie sich dabei betragen, sogar eine direkte Infamie! Also in meinen Augen sind Sie ein infamer Lump, der also kein Schiff als kapitän fahren darf! Verstanden?“

Himmeldunnerwetter noch einmal!

Und mit einem Male fiel es uns wie Schuppen von den Augen.

Unser Kapitän Martin hatte allein wieder einmal das Richtige getroffen.

Ja, so hatte es kommen müssen, so!

„So, nun wissen Sie meine Meinung,“ fuhr Kapitän Martin fort, „und nun begleiten Sie uns nur ruhig weiter, wir gehen jetzt nach Buenos Aires, dort verklagen Sie mich wegen Beleidigung, ich werde wegen dieser Beleidigung wahrscheinlich bestraft werden—aber das Weitere tragen wir dann vor dem internationalen Seemannsengericht aus! Ich Kapitän Martin, ich werde dafür sorgen, daß dies Ihre letzte Fahrt als Kapitän gewesen ist—Sie infamer Schuft!“

Himmeldunnerwetter noch einmal!

Mehr vermag ich nicht zu sagen, um unsere Stimmung zu schildern, wie wir dies hörten!

Famos, famos!

Dieser Kapitän konnte wegen solch eines unfairen, föegelhaften Benehmens zur See tatsächlich sein Patent verlieren, es mußte nur richtig gehandhabt werden!

Freilich war zu erwarten, daß es auch jetzt gleich zwischen den beiden zu einer Katastrophe kam.

Der dort drüben stehende Kapitän war plötzlich im Gesicht weiß wie eine Kalkwand geworden, seine Augen drohten die Höhlen zu verlassen, so glotzten sie herüber, und seine Finger krallten in der Luft herum, also vorläufig noch außerhalb der Taschen.

Und ich war wohl nicht der einzige, der bereit war, es zu verhüten, daß er schnell in eine seiner Taschen griff und irgend etwas Gefährliches zum Vorschein brachte, vor allen Dingen sah ich auch schon Peitschenmüllern bereit stehen, gefechtsbereit mit jenem Instrument, nach dem er eben diesen Spitz-

namen bekommen hatte, das er ja selten aus der Hand ließ, und mit dieser Peitsche langte er ganz bequem hinüber, so nahe lagen wir beisammen.

Doch es sollte nicht zu einer weiteren persönlichen Auseinandersetzung zwischen den beiden Kapitänen kommen.

„Schiff ahoi!“ erklang da der Ruf. „Englischer Manofwar!“

Jetzt sahen wir ihn alle. In der nördlichen Nebelwand tauchte schattenhaft die Takelage eines Schiffes auf, gleich darauf war es aber auch schon völlig heraus, in dem nebefreien Kessel, eine Kreuzerfregatte wie die unsere, aber am Top den Kriegswimpel, und jetzt wurde am Heck die englische Kriegsflagge gehißt, grüßend gesenkt und wieder gehißt.

„Achtung vor einem Manofwar—erwiedert den Gruß, Ihr armseligen Pfefferkästen, und zeigt mal Eure Visitenkarten!“

Dies bedeutet solch ein Gruß eines Kriegsschiffes. Davon habe ich ja schon früher einmal berichtet.

Jedenfalls ist mit solch einem freundlichen Gruß gar nicht zu spaßen, da muß man nur schleunigst die Mütze abnehmen.

Also dies legte im Augenblick auch die ganze Streitsache bei, beide Kapitäne hatten Befehle zu geben. Der Fall konnte dann ja wieder aufgenommen werden, selbstverständlich geschah das dann auch.

Zunächst aber kletterten die Flaggen hoch, die beiden Handelsschiffe, die sie doch waren, auch wenn sie keinen direkten Handel trieben, stellten sich vor.

Und nicht etwa, daß der Novascotiafahrer hier die Flagge von Halifax gezeigt hätte! Solch ein Späßchen konnte er sich wohl bei einem anderen Kauffahrer bei der gegenseitigen Vorstellung erlauben, aber bei einem Kriegsschiff gab es so was nun nicht!

Also der SEETEUFEL hißte gehormsam seine englisch-kanadische Handelsflagge, und wir vergaßen nicht, auch unsere Halbkriegsflagge zu zeigen, als die Standarte der englischen „Lady of the Sea“.

Das Kriegsschiff dankte und ließ jetzt seinerseits eine Reihe bunter Lappen hochklettern. Aber nicht etwa, daß sich dieses Kriegsschiff vorstellte. Es war ein Befehl.

„SEETEUFEL—streich die Segel!“

Hallo!

Und da wurde dort drüben auch schon ein Boot ausgesetzt.

Also der Kapitän des Kriegsschiffes oder doch ein Offizier wollte dem SEETEUFEL einen Besuch abstatten. Und da denkt man immer gleich an eine Visitation, obschon die nicht durchaus notwendig zu sein braucht.

Na, uns ging es ja nichts an.

Nur den SEETEUFEL, nur den Kapitän Satin ging es etwas an.

Und dem schien dieser Besuch recht nahe zu gehen. Plötzlich stampft der mehrmals wie wütend mit dem Fuße auf, und ehe wir uns versehen, schießt auch schon die schwarze Riesenzigarre mit voller Fahrt an uns vorbei, schneller und immer schneller, bis der Torpedojäger sicher seine 32 Knoten macht!

Drüben auf dem Kriegsschiff ertönen Schreie, dann ein Kommando, mehrere Kommandos.

„Fertig—Feuer!“

Bum!

Und es war ein scharfer Schuß, mindestens aus einem Zwanzigzentsimetergeschütz, das hört man doch gleich heraus, ob blind oder scharf, und gerade bei solchem Nebel sieht man das Geschoß auch in dichter Nähe fliegen—und so

sahen wir ganz deutlich, wie die Granate über das Fahrzeug wegflieg, so dicht, daß sie vielleicht noch den Top des kurzen Signalmastes streifte.

Jedenfalls aber doch vorbeigeschossen! Wenn es nicht bloß ein scharfer Schreckschuß gewesen war, wonach es aber gar nicht ausgesehen hatte. Und ehe dasselbe Geschütz hätte wieder geladen werden können, obgleich das heutzutage affenartig fix geht, war die lange Riesenzigarre schon in der westlichen Nebelwand spurlos verschwunden.

Nun war jede Nachschießerei zwecklos, und in diesem Nebel hätte auch eine Verfolgung nichts genützt, ganz abgesehen davon, daß diese Kreuzerfregatte, so schnell sie sonst bei Volldampf vielleicht auch war, doch sicher keine 32 Knoten machte.

Wir waren zunächst einfach sprachlos!

Von einem Kriegsschiff die Aufforderung zu erhalten, die Segel zu streichen—was noch eine andere Bedeutung hat, als nur die Fahrt einzustellen, still gelegen hatten wir ja überhaupt—der Kauffahrer gehorcht, meldet sich, das Kriegsschiff setzt ein Boot aus, und da plötzlich geht der Kauffahrer in voller Fahrt davon, sofort wird ihm ein scharfer Schuß nachgesendet, eine Zwanzigzentimetergranate, die ganz offenbar nur durch Zufall ihr Ziel verfehlt—ei die Dunnerwetter, so etwas kommt ja heutzutage selten vor, da kann man sich höchstens in die alten Flibustierzeiten zurückversetzt fühlen.

Ja, was lag denn hier eigentlich vor?

Nun, wir würden es wohl gleich erfahren, das Boot, gleich mit drei Offizieren dekoriert, hielt direkt auf uns zu.

„Die Lady of the Sea zu sprechen, Patronin der ARGOS?“ rief der am höchsten ausgezeichnete Offizier.

„Hier!“ gab die an Deck stehende Patronin zurück.

„Fregattenkapitän Dorington von seiner Majestät Schiff DUKE OF GLOCESTER. Gestatten Sie mir, daß ich einmal an Bord komme?“

„Bitte sehr.“

„Danke verbindlichst.“

Die Falltreppe wurde herabgelassen, das Boot legte bei.

Ei, es ist doch etwas Schönes, wenn man so eine halbe englische Kriegsflagge führen kann! Und ebenso höflich hätte auch der Kriegsschiffskapitän jeder anderen Nation erst angefragt, ob er unser Schiff betreten dürfe, obgleich er es durchaus nicht nötig gehabt hätte.

Der Fregattenkapitän war heraufgekommen, in die Kajüte geführt worden, wo Sidy im Handumdrehen das Nötige zum Empfang vorgerichtet hatte.

Obgleich sonst sicher ein eiserner Mann, der auch im heftigsten Geschützfeuer mit keiner Wimper zuckte, suchte er jetzt doch seine Erregung nicht zu verbergen, vergaß alle weiteren Förmlichkeiten und machte gar keine Einleitung.

„Ja, weshalb ist denn der Kapitän Satan mit seinem SEETEUFEL so plötzlich auf und davon gegangen?! Was haben Sie denn mit dem hier gehabt?!“

Zum Glück übernahm nicht die Patronin, sondern gleich Kapitän Martin die Erklärung, der machte es ja kurz genug.

Von den Schätzen des Flibustierschiffes brauchte natürlich kein anderer Mensch etwas zu erfahren.

„Well, ich habe mit dem Kapitän Satin einmal etwas Persönliches gehabt, was er mir übelgenommen hat, gestern früh trafen wir uns in der Magahaelstraße wieder, er heftete sich uns an und wollte uns von nun an ständig begleiten, wohin wir auch führen, nur um uns zu schikanieren.“

Der Kapitän führte etwas weiter aus, wie jener eine Vorstellung und die Madame Pompadour hatte haben wollen, wie er uns sonst noch gehöhnt hatte—nichts weiter, und es genügte.

„Ja, ja, das sieht dem Burschen ganz ähnlich,“ bestätigte Kapitän Dorington, „einem Menschen das Leben zu verbittern, nur aus Lust an teuflischer Bosheit. Ja, aber warum ist der denn plötzlich davongeschossen?“

„Wir dachten, diese Erklärung könnten Sie uns geben!“

„Ich? Ich weiß es nicht.“

„Weshalb ließen Sie denn den SEETEUFEL die Segel streichen?“

„Um ihn einmal zu visitieren.“

„Und weshalb das?“

Der Fregattenkapitän zuckte die Schultern.

„Ja, weshalb, weshalb... weil ich eben das Recht habe, jeden Kauffahrer und sonstiges Fahrzeug, das nicht unter Kriegsflagge fährt, anzuhalten und mir seine Schiffspapiere vorlegen zu lassen, es auch gründlich zu visitieren.“

„Und hatten Sie hierzu einen besonderen Grund, den SEETEUFEL zu visitieren?“

Wieder zögerte der Fregattenkapitän etwas.

„Ja und nein—nein und ja. Über diesen Kapitän Satin, der sich selbst Satan nennt, der seinem Schiffe einen solch blasphemierenden Namen wie SEETEUFEL gegeben hat, zirkulieren die verschiedensten Gerüchte, ist Ihnen das bekannt?“

„Ja.“

„Können Sie diesem Kapitän etwas Tatsächliches nachweisen, das ihn vor die Geschworenen bringt?“

„Nein.“

„Ich auch nicht. Also sind es nur Gerüchte, die man gar nicht wiederholen darf, will man von diesem Menschen nicht selbst vor Gericht zur Verantwortung gezogen werden. Er hat doch schon solche Dinger gemacht, das wissen Sie doch auch.“

„Ich weiß es.“

„Nun gut. Also ich sage nichts. Aber da ich ihn schon hier sah, wollte ich ihn doch einmal visitieren. Er hat sich der Visitation oder überhaupt meinem Besuch durch Flucht entzogen. Wissen Sie, aus welchem Grunde er dies tat?“

„Das sah doch fast so aus,“ mischte sich die Patronin einmal ein, „als habe er ein schlechtes Gewissen, als habe er eine Visitation Kriegsschiff zu fürchten.“

„Hm. Auf diese Vermutung muß man allerdings kommen. Aber ich habe mich nicht in Vermutungen zu ergehen. Ich habe nur meine Pflicht zu tun. Jenes Schiff hat sich meinen weiteren Befehlen und Anordnungen durch Flucht entzogen. So erkläre ich hiermit den SEETEUFEL von Halifax als Piratenschiff, Kapitän Satin zum Piraten. Bitte, tragen Sie es sofort in Ihr Schiffsjournal ein. Da ich persönlich anwesend bin, muß ich selbst mit unterzeichnen.“

Es war ausgesprochen, es war eingeschrieben!

Kapitän Satin war zum vogelfreien Piraten erklärt worden!

Ich habe schon früher einmal gesagt, daß nach der internationalen Seeordnung ein Pirat noch kein Seeräuber zu sein braucht.

Nach diesen Bestimmungen ist ein Pirat derjenige, der als vereidigter Schiffer sich gegen die internationalen Seegesetze vergangen hat und sich der Bestrafung oder auch nur der Verantwortung eigenmächtig entzieht.

Das ist die ganz einfach Definition.

Was er begangen hat, ob er nur versehentlicherweise die Seitenlichter nicht rechtzeitig bei Dunkelheit angesteckt oder ob er als Seerüber Dutzende von Schiffen genommen und die Mannschaften hingeschlachtet hat, das ist dabei ganz gleichgültig. Sobald er sich der Verantwortung entzieht, stellt er sich außerhalb der Seegesetze und wird als vogelfreier Pirat verfolgt.

Erst wenn er sich selbst gestellt hat oder eingeliefert worden ist, stellt die Justiz die Art seines Vergehens fest, wird richtig die Anklage erhoben, die dann ja auf Seeräuberei lauten kann.

Da die englische Sprache kein besonderes Wort für Seeraub hat, so unterscheidet sie zwischen „piracy“ und „perfect piracy“; letzteres ist dann also Seeräuberei. So lange aber nur die Polizei in Betracht kommt, die das verfolgte Schiff den Behörden auszuliefern hat, gibt es nur Piratierie, und wenn ein Schiff beim Verlassen des Hafens auch nur ein unvorschriftsmäßiges Manöver ausgeführt hat. Daß der Kapitän sich einer Bestrafung, und habe er auch nur fünf Groschen zu bezahlen, entzieht, das gibt den Ausschlag, das stempelt ihn schon zum Piraten.

Es treiben sich immer Piratenschiffe herum. Die Sache ist ja auch höchst unschuldig. Einerseits. Andererseits furchtbar ernst!

Jedes Schiff und Fahrzeug, das erfährt, dies und jenes Schiff sei in die Acht der Piraterie erklärt worden, muß das in jedem Hafen melden und an jedes ihm begegnende Schiff weitergeben, auch wo das Piratenschiff zuletzt gesichtet worden ist.

Jedes Kriegsschiff ist verpflichtet, den Piraten festzunehmen und wenn er sich durch Flucht entziehen will, zu vernichten.

Jedes Handelsschiff ist verpflichtet, das ihm begegnende Piratenschiff aufzufordern, sich sofort in den nächsten Hafen zu begeben und den Behörden zu stellen. Und jedes Handelsschiff kann dann das Piratenschiff, wenn es erklärt, der Aufforderung nicht Folge leisten zu wollen, ebenfalls mit Gewalt ins Schlepptau nehmen, kann es in den Grund rammen oder schießen.

Das Kriegsschiff ist dazu verpflichtet, das Handelsschiff kann es tun. Das ist hierbei der einzige Unterschied zwischen Kriegs- und Handelsschiff, was aber auch für jede Privatjacht gilt.—

So stand es jetzt also auch mit dem SEETEUFEL und seinem satanischen Kapitän. In die Acht der Piraterie erklärt!

Wie wollte der sich denn da wieder freimachen? Wo wollte der denn Kohlen und Trinkwasser herbekommen? In jedem Hafen wurde er doch festgenommen und sah einer ganz exemplarischen Bestrafung entgegen, verlor auch auf alle Fälle sein Kapitänspatent.

Nun, das war uns ja alles ganz gleichgültig. Daß wir den unliebsamen Kerl auf diese Weise losgeworden, das war für uns die Hauptsache, und wenn er uns nochmals auffand und sich uns anschloß, na, jetzt konnten wir ja anders mit ihm sprechen, mit diesem vogelfreien Piraten!

